

Catherine Bourne
SCHICKSALSPFAD

Buch

Grace lebt mit ihren Freundinnen Joanne und Cherry in einem Haus auf Turtle Island vor Manhattan, das ihre Großeltern ihr vermacht haben. Die drei Frauen sind Krankenschwestern und jede auf ihre Weise auf der Suche nach der großen Liebe. Während die siebenunddreißigjährige Grace seit drei Jahren Witwe ist und ganz in ihrer Arbeit aufgeht, lebt die dreißigjährige Joanne von ihrem Ehemann Donny, einem Prominenten-Friseur mit einem Hang zu Seitensprüngen, getrennt. Cherry, die Jüngste im Bunde, eine hübsche Blondine, ist erst Mitte Zwanzig und möchte endlich einen netten, attraktiven Mann kennenlernen. Als der berühmte Schauspieler Matt Conner einen schweren Unfall erleidet und ins künstliche Koma versetzt werden muss, wird Grace ihm als persönliche Nachtschwester zugewiesen. Als Matt endlich aufwacht, verlieben die beiden sich ineinander. Damit er wieder ganz gesund wird, fahren sie zur Erholung auf seine Ranch nach Texas. Ihr Verhältnis wird immer inniger, aber das ist nicht im Interesse von Matts Agent, der es lieber sähe, wenn der Schauspieler sich aus Publicity-Gründen mit einer jungen, hübschen Kollegin abgäbe. Und es gelingt ihm tatsächlich, Grace und Matt auseinanderzubringen. Wieder zu Hause hat sie jedoch keine Zeit, sich um ihr gebrochenes Herz zu kümmern, da auch ihre Freundinnen vom Liebeskummer nicht verschont geblieben sind. Gibt es für sie überhaupt noch eine Chance, glücklich zu werden? Langsam beginnen die Frauen daran zu zweifeln ...

Autorin

In ihrem anderen Leben schreibt Catherine Bourne sehr erfolgreiche Drehbücher. Sie ist in Baltimore geboren und lebt zur Zeit in New York.

Catherine Bourne

SCHICKSALSPFAD

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Annette Charpentier

blanvalet

Der amerikanische Originaltitel des Romans lautet:
»Echo Falls«.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2010 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © by Barbara J. Zitwer and Paul Hond

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by
Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagmotiv: © HildenDesign unter Verwendung von Motiven
von Dave Reede / First Light / Getty Images; ahnhuynh / Shutterstock

Redaktion: Thomas Paffen

ES · Herstellung: RF

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-36936-2

www.blanvalet.de

Er war gerade erst aus dem Krieg zurück, und einer der ersten Einsätze war bei einem Lagerhausbrand in der Bronx. Ein Inferno. Mehr als hundert Feuerwehrmänner waren im Einsatz. Irgendwann stürzte das Dach ein, dabei kamen drei Männer ums Leben. Jim hatte Brandwunden an Armen und Beinen. Er wollte nicht ins Krankenhaus, aber die anderen überredeten ihn. Sein Einsatzleiter kam zu ihm ans Krankenbett und berichtete ihm von den Kameraden, die umgekommen waren. Die Nachricht machte Jim schwer zu schaffen. Die Ärzte gaben ihm etwas, doch als er am nächsten Tag aufwachte, hätte er sich am liebsten die Verbände abgerissen, um in die Feuerwache zurückzukehren. Insgesamt blieb er drei Wochen im Krankenhaus. Zur Besuchszeit war er nie allein, denn seine Eltern und Kollegen kamen oft, doch am meisten freute er sich auf eine bestimmte junge Krankenschwester, die morgens kam, um seine Verbände zu wechseln und ihn zu waschen. Sie hieß Alice und berührte ihn so sanft, wie er es noch nie erlebt hatte. Hübsch war sie auch.

Alice redete gerne beim Arbeiten. Als Jim sie fragte, wo sie wohnte, erzählte sie ihm von einer kleinen Insel vor der Küste der East Bronx im Long Island Sound. Eine zweispurige Brücke verband die Insel mit dem Festland. Jim war aus Yonkers und hatte noch nie von diesem Ort gehört, aber das war nichts Besonderes. Bis zum heutigen Tag ist die Insel das bestgehütete Geheimnis von ganz New York.

»Sie heißt Turtle Island«, sagte Alice. Sie erzählte ihm, dass im achtzehnten Jahrhundert, als die ersten englischen Siedler ankamen, dort Dutzende von Riesenschildkröten auf den Felsen gelegen hatten. Die Siedler hatten keine Mühe gehabt, ihrer neuen Heimat einen Namen zu geben. Schildkröten nahmen sofort einen wichtigen Platz in ihrem Leben ein. Das Fleisch aßen sie, die Haut verarbeiteten sie zu Leder, die Panzer benutzten sie als Schüsseln oder machten daraus Schmuck. Das Fett verwendeten sie als Öl. Innerhalb von dreißig Jahren waren die Schildkröten ausgerottet.

Glücklicherweise war das Meer ringsum voller Fische, und Turtle Island verwandelte sich bald in ein kleines, stilles Fischerdorf, wie man es in Maine und Massachusetts oft antraf. Jim fand diese Vorstellung sehr aufregend. Er war als Junge gerne angeln gegangen. Er sagte zu Alice, wenn er aus dem Krankenhaus käme, würde er sie gern auf der Schildkröteninsel besuchen.

Allerdings war Alice eine schüchterne und unschuldige junge Frau, die nicht genau wusste, wie sie auf dieses Ansinnen reagieren sollte. Errötend erwiderte sie, sie sei nicht sicher, ob ihn die Insel wirklich interessieren könne. Dann fügte sie hinzu, sie sei zwar noch nicht viel herumgekommen, aber sie könne sich nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben.

Natürlich lag das auch an dem wunderschönen neuen Haus direkt am Wasser. Der Vater hatte es im letzten Jahr ihrer Schwesterausbildung fertig gestellt. Eine Woche, nachdem Alice und ihre Eltern dort eingezogen waren (sie hatten bisher in der Stadtmitte gelebt), kam ihr Vater bei einem Kranunfall um. Es war ein schrecklicher Verlust, aber Alice war froh, dass sie das Haus hatten, das nun wie ein Stück Erinnerung an ihren Vater war: ein einstöckiges, schindelgedecktes Haus direkt am

Ufer mit Blick auf die Pelham Bay. Zum Schutz vor Überschwemmungen stand es auf drei Meter hohen Pfosten. Aus den Südfenstern konnte man die zwölf Meilen entfernten massigen grauen Türme des Empire State Building und des Chrysler Building sehen. Sie wirkten wie aus einer anderen Welt. Aus dieser Entfernung schienen die beiden Türme unterhalb des Horizonts zu stehen, wie die Masten eines sinkenden Schiffes. Alice betrachtete sie oft aus ihrem Schlafzimmerfenster. Sie waren wie zwei alte Freunde.

Als Jim ein paar Tage früher als erwartet aus dem Krankenhaus entlassen wurde, merkte Alice überrascht, wie traurig sie das machte. Sie war nicht da gewesen, als man ihn entließ, und hatte sich nicht von ihm verabschieden können. In den folgenden Tagen dachte sie fortwährend an ihn, träumte von seinen blauen Augen, seinem tiefen Lachen und stellte sich vor, wie es wäre, von ihm aus einem brennenden Gebäude gerettet zu werden. Seine Feuerwache lag irgendwo in der South Bronx, und Alice überlegte, ob sie einfach den Mut aufbringen und ihn dort besuchen sollte. Doch sie hatte zu viel Angst, allein in fremde Viertel der Stadt zu gehen. Sie entschied sich stattdessen dazu, Jim einen Brief zu schreiben und ihn einzuladen, sie auf der Schildkröteninsel zu besuchen, wie er es vorgehabt hatte. Doch als sie den Brief abschicken wollte, verlor sie den Mut. Wenn er nun nicht antwortete? Wenn er sie für albern hielt? Dieser Gedanke war zu schrecklich für sie. Doch sie hoffte und betete, dass er sie eines Tages im Krankenhaus besuchen käme. Jeder Tag, an dem das nicht geschah, war für sie eine Qual.

Drei Wochen vergingen langsam und schmerzlich. Alice war dreiundzwanzig Jahre alt und die einzige Frau ihres Alters in ihrem Bekanntenkreis, die noch nicht verheiratet war.

Nach einem Monat begann Alice allmählich, an andere Din-

ge zu denken. Sie hatte bei der Arbeit viel zu tun und half außerdem ihrer Mutter, deren Gesundheit angegriffen war. Sie erlernte das Stricken. Sie trat einem Chor bei, um zu singen.

Eines Nachts, als sie in ihrem Zimmer schlief, weckte sie ein hohes, wildes Geräusch von draußen. In ihrem halbawachen Zustand hielt sie es für die Schreie von Seevögeln. Auf Turtle Island gab es jede Menge Seevögel: Enten, Gänse, Möwen, Reiher, Schwäne und große weiße Silberreiher. Aber die schmalen Strände, auf denen die Vögel sich aufhielten, lagen auf der anderen Seite der Insel. Gewöhnlich versammelten sie sich nicht auf der sumpfigen Seite, wo Alice' Haus stand. Doch wenn es keine Vögel waren, was hörte sie dann? Vorsichtig und ein wenig ängstlich sah Alice aus dem Fenster. Dort, kurz hinter den Binsen, schwamm ein kleines Ruderboot auf dem dunklen Wasser, das im Mondlicht glänzte. In dem Boot stand ein Mann, und er spielte – das war das seltsame Geräusch – einen Dudelsack! Alice schaute auf die Uhr. Es war zwei Uhr morgens. Wütend öffnete sie das Fenster. »He, hören Sie damit auf, Mister!«, schrie sie. »Wir wollen hier schlafen!«

»Alice?« ertönte es da. »Alice Thurston? Die Krankenschwester?«

Alice kniff die Augen zusammen, um ihn besser zu sehen. Und dann wusste sie es. Es war Jim, der Feuerwehrmann! Alice erstarrte. Ihr fiel ein, dass sie das Haus und seine Lage in allen Einzelheiten beschrieben hatte, so dass er es ohne Probleme gefunden hatte.

»Ich bin hier«, begann Jim, »um dir einen Heiratsantrag zu machen. Willst du mich heiraten, Schwester Alice?«

Alice war sprachlos, brachte aber krächzend eine einzige Silbe heraus: »Ja.«

Ohne ein weiteres Wort ruderte Jim in die Dunkelheit zu-

rück. Alice konnte nicht wieder einschlafen. War das wirklich gerade geschehen? Hatte sie es vielleicht nur geträumt?

Am nächsten Morgen ging Alice zur Arbeit. Sie fragte sich, was Jim wohl als Nächstes vorhatte. Dann, gegen Mittag, sah sie ihn auf dem Gang auf sie zukommen. Er trug einen Anzug mit Krawatte und sah so gut aus wie eh und je, wenn auch ein bisschen nervös. Aufgeregt zog Alice ihn in einen leeren Raum, damit sie ungestört sein konnten. Da kniete Jim vor ihr nieder und bot ihr einen Brillantring dar. Alice fiel fast in Ohnmacht. Dann stand Jim wieder auf und küsste sie auf den Mund. Alice war noch nie so geküsst worden.

Das Paar heiratete, und Jim zog ins Haus auf Turtle Island. Gemeinsam mit Alice kümmerte er sich um Alice' Mutter. Sie bekamen einen Sohn, James junior, der die Schildkröteninsel verließ, um die Universität zu besuchen, und nie wieder zurückkehrte. Er heiratete ein Mädchen aus dem Universitätssekretariat, und sie zogen ans Meer in Jersey. Sie hatten eine Tochter, und das bin ich. Im Sommer besuchten wir oft die Großeltern auf Turtle Island. Wenn mein Vater und mein Großvater angeln gingen, nahmen sie mich manchmal mit. Großvater hatte eine Veranda ans Haus gebaut, von der aus man aufs Meer sehen konnte. Manchmal saß ich stundenlang da und sah den Booten unter mir zu. Wie schön es war, in der Ferne die Wolkenkratzer von Manhattan zu sehen. Das machte die Welt so vertraut. Als Großmutter Alice vor fünf Jahren starb, – ein Jahr nach Großpapa Jim –, hinterließen sie mir das Haus.

Ich liebe das Haus, und ich liebe die Schildkröteninsel. Es ist immer noch so wie in einer Kleinstadt. Die meisten Leute hier arbeiten in der Innenstadt. Es gibt hier Feuerwehrmänner, Menschen, die im Krankenhaus arbeiten, Lehrer, Büroangestellte und ein paar unerschütterliche Fischer. Manche Leute bleiben auch

auf der Insel und haben dort ein Geschäft. Es gibt zwei Supermärkte, eine Tankstelle, eine Schule, drei Segelclubs, zwei Kirchen, verschiedene Läden für Angeln und Köder und jede Menge Restaurants und Stände für Meeresfrüchte. Vielen ist es hier zu langweilig, aber genau das ruhige Leben hier gefällt mir so gut. Und obwohl ich Sie noch nicht besonders gut kenne, habe ich das Gefühl, als ob es Ihnen auch gefallen würde.

1

Grace Cameron saß am Küchentisch vor einer halben Rosa Grapefruit und einer Scheibe Vollkorntoast. Sie sollte joggen gehen, dachte sie, denn sie hatte sich schon seit einer Woche nicht mehr richtig bewegt. Normalerweise lief sie früh am Morgen und überquerte die Insel auf den noch leeren Straßen, bis sie den offenen, silbrigen Long Island Sound vor sich sah, der in der aufgehende Sonne glitzerte. Aber vielleicht verschob sie ihren Morgenlauf um einen weiteren Tag und fuhr in die Stadt zum Mittagessen. Für Grace bedeutete ein langes Mittagmahl unter der Woche, bei schönem Wetter am liebsten im Freien, das Höchste an Urlaubslaune. Es gab ihr ein Gefühl, sich auf bescheidene, aber höchst zivilisierte Art zu verwöhnen. Ein Salat, ein Glas Wein, ein Teller Penne arrabiata – dem natürlich ein Gang zum Zeitungskiosk vorausgegangen war, wo sie ein Fitnessmagazin erstand, oder, wenn sie sich besonders kultiviert fühlte, den *New York Observer*, da sie bei rosa Zeitungen immer an Italien dachte oder an die Wall Street, zwei Orte, die ihr gleichermaßen fremd waren.

In den guten alten Tagen hatte sie oft ihren Mann Gary zum Mittagessen bei *Bruno* in der Sullivan Street getroffen. Sie hatte ihm zugehört, wenn er über Universitätspolitik oder je nach Laune über die Brillanz oder die Dummheit seiner Studenten redete. Gary unterrichtete

Englisch und Essayistik an der University of New York und glaubte mit seinem ganzen vierzigjährigen Herzen, dass für den Zusammenbruch der westlichen Zivilisation die Unfähigkeit der Studenten verantwortlich sei, grammatikalisch eindeutige Sätze zu konstruieren. Nach dem Lunch kehrte Gary dann auf den Campus zurück, um die Nachmittagsvorlesungen zu halten, während Grace durch das Viertel schlenderte, die Auslagen in den Modengeschäften betrachtete und sich wünschte, mehr Geld zu haben.

»Morgen«, rief Cherry, die in einem übergroßen Universitäts-T-Shirt in die Küche stürmte. »Du findest es sicher toll, dass ich zum ersten Mal von der Arbeit geträumt habe.«

»Habe ich dir doch gleich gesagt«, erwiderte Grace und bestrich ihren Toast mit kalorienarmem Frischkäse.

Cherry Bordeaux war eine niedliche, sportliche Blondine, ein Typ, der von anderen Leuten immer aufgezogen wird, weil sie blond und niedlich sind. Sie stammte aus einer Stadt hunderte Meilen von Atlanta entfernt und sah immer noch landfrisch aus, auch wenn sie schon fünf Monate lang in New York lebte. Sie strahlte eine rosige Frische aus, die die Stadt noch nicht hatte welken lassen. Es schien sogar durchaus möglich, dass Cherry niemals vom Stadtleben abgestumpft würde. Sie war ein richtiger Sonnenschein.

»Hunger?«, zwitscherte Cherry, während sie eine Bratpfanne vom Haken nahm.

Grace hatte eine Schwäche für Cherrys Frühstücksextravaganzen: Eier, Brot, Champignons, Maisgrütze, Süßkartoffelpuffer. »Eigentlich sollte ich ja nicht ...«,

meinte sie mit einem belustigten Stirnrunzeln. Mit Cherry im Haus war es nicht so einfach, fünf bis sieben Pfund abzunehmen. »Was machst du denn?«

»Avocado-Pilz-Omeletts«, sagte Cherry, die vor dem Kühlschrank hockte. »Du kannst es dir ja noch überlegen.«

»Vielleicht. Ich weiß nicht, wie du dabei so dünn bleiben kannst.«

»Oh, in meiner Familie werden die Frauen immer erst nach der Hochzeit fett.«

Grace lachte. Sie wusste, dass Cherry ihre Kochkünste ganz bewusst entwickelte. Sie las Kochbücher, sah Kochshows im Fernsehen. Das diente alles einem einzigen Ziel: einen Mann zu angeln und ihn zu heiraten. Und nicht bloß irgendeinen, sondern einen faszinierenden, gut aussehenden, lustigen, einfühlsamen, erfolgreichen, kultivierten Mann, dessen Liebe durch den Magen ging. Grace hatte an dem Plan keinerlei Zweifel. Sie wusste, wie hart Cherry arbeitete, da sie im Krankenhaus ihre Mentorin gewesen war. Cherry war immer sehr zielstrebig.

»Oh, Grace«, begann Cherry und schlug ein Ei am Rand der gelben Schüssel auf. »Ich wollte dich fragen ... könntest du vielleicht heute Abend für mich einspringen? Ich übernehme dann Ende der Woche eine Schicht für dich.« Cherry drehte sich dabei zu Grace um und sah sie mit ihren himmelblauen Augen an. »Ist in Ordnung, wenn es nicht geht. Es ist bloß, dass meine verrückte Tante Mimi morgen in die Stadt kommt und den Tag mit mir verbringen will.«

Grace zögerte. Cherry hatte Nachtschicht. Alle neuen

Krankenschwestern mussten die ersten sechs Monate lang nachts arbeiten. Grace hasste Nachtschichten. Es störte ihren natürlichen Rhythmus, machte ihren Stoffwechsel träge, so dass sie sich aufgedunsen fühlte, es machte sie gereizt und ein Privatleben so gut wie unmöglich. Es sei denn, man traf sich gerne mit Vampiren. Die Nachtschicht war etwas für Neulinge – eigentlich ein langes, trübes Ritual unter funzeligem Neonlicht. Wenn man zur Tagesschicht aufstieg, war es, als würde man neu zu leben beginnen. Man wollte nie wieder dorthin zurück.

Aber Cherry befand sich genau in dieser Phase, und wie alle anderen Menschen brauchte sie die Sonne. Sie eine Nacht lang zu entlasten wäre ein echter Gefallen, das wusste Grace genau.

»Klar«, sagte sie und rief sich in Erinnerung, dass die Nachtschicht schließlich viel ruhiger war als die Schicht am Tag und weniger stressig. Es gab keine Besucher, die Patienten schliefen gewöhnlich durch bis zum Morgen. Eine Nacht lang würde sie das schaffen.

»Oh, danke!«, rief Cherry mit der ihr eigenen überschwänglichen Herzlichkeit. »Ich bin dir so dankbar, Grace, ehrlich!«

»Keine Ursache«, erwiderte Grace. »So was macht man einfach füreinander.« Das meinte sie ehrlich.

Da wurde die Hintertür geöffnet. Joanne trat ein. Ihre Arme und das weiße Hemd waren von Motoröl tief-schwarz gestreift. Sie hatte den ganzen Morgen an ihrem Lieblingsbesitz gearbeitet, einer glänzenden neuen Suzuki GSX, die am Fuß der hölzernen Treppe auf dem Rasen geparkt war. Grace hatte keine Ahnung, was Joanne

eigentlich an dem Ding machte, das sie sich vor Kurzem selbst zum dreißigsten Geburtstag geschenkt hatte. Sie nannte es »Suzi«, wie einen niedlichen kleinen Terrier, und nicht wie eine Todesmaschine mit hundertachtzig PS.

»Die Schmiere steht dir gut«, meinte Grace. Das stimmte. Die Flecken in Joannes Gesicht passten ausgezeichnet zu ihrem schwarzen, dicken sizilianischen Haar. Mit ihren kräftigen Armen und dem geschlungenen Kopftuch sah sie aus wie eine Kreuzung aus einem Mechaniker und einer Figur aus *Cats*.

»Habe ich einen Hunger!«, sagte Joanne. »Was gibt's zum Frühstück?« Sie blieb dicht hinter Cherry stehen. »Mmmm, Miss Scarletts Delikatessen«, murmelte sie, ein Zitat aus »Vom Winde verweht« wie so oft in Cherrys Gegenwart. »Das wird der Lady gut schmecken!«

»Ich werde dich daran erinnern«, gab Cherry zurück.

Joanne ging zum Kühlschrank. »Vielleicht machen wir später eine Spritztour«, sagte sie zu Grace. Sie nahm eine Diät-Cola heraus, riss den Deckel auf, schluckte die halbe Dose hinunter und stieß einen befriedigten Rülps aus. »Mir schwebt ein Tag am Strand vor.«

»Heute kann ich nicht«, sagte Grace, die ohnehin nicht gerne an den Strand ging. »Ich übernehme Cherrys Schicht heute Abend. Ich muss vorher schlafen.«

»Schlaf doch am Strand.«

»Vielleicht nächstes Wochenende.«

»Yeah, okay.«

»Nochmal Danke schön«, mischte Cherry sich ein. »Ich kann doch Tante Mimi nicht enttäuschen.«

»Eigentlich freue ich mich darauf«, meinte Grace.

»Man braucht sich dann nicht mit den Ärzten herumzuschlagen.«

»Genau«, meinte Joanne. »Wisst ihr, was neulich passiert ist? Nashs Patient hatte einen Kollaps, und er hat mir die Schuld gegeben, weil ich das nicht vorher gemerkt hatte. War nicht mal mein Patient.«

Cherry, die die Eier verschlug, hielt inne. »Rick Nash?«, fragte sie. Rick Nash war der bestaussehende Arzt der Intensivstation und ständiges Gesprächsthema unter den Krankenschwestern. Ob er gut im Bett war? Mit was für Frauen ging er aus?

»Jemand muss ihm mal die Meinung sagen«, warf Grace ein. »Aber das traut sich keiner, weil wir wissen, dass die Ärzte immer Recht haben.«

»So schlecht ist er nicht«, meinte Cherry vom Herd her. »Er ist ein guter Arzt.«

»Fred ist ein guter Arzt«, entgegnete Joanne. »Nash war vielleicht ein hohes Tier im Cornell, aber er ist nicht in derselben Liga wie Freddie.«

Fred Hirsch war der Oberarzt der Intensivstation.

»Fred ist wirklich ein Genie«, sagte Grace. »Das muss man ihm lassen.«

»Yeah, und in dich verliebt«, antwortete Joanne. »Wie alle anderen auf der Station.«

»Fred ist mir zu alt«, meinte Grace und ignorierte den letzten Teil von Joannes Bemerkung. Niemand war in sie verliebt. Joanne redete immer wieder davon.

»Fred ist doch erst zweiundsechzig«, meinte Joanne. »Das ist heute so wie fünfundvierzig. Natürlich willst du mit ihm keine Kinder haben. Altes Sperma. Nicht immer das beste.«

»Glaub mir«, meinte Grace, »wenn ich keine Kinder bekomme, was immer wahrscheinlicher wird, dann ist das nicht das Ende der Welt.«

Diese Bemerkung stand jetzt so mitten im Raum, weil sie irgendwie nicht glaubwürdig klang. Natürlich wäre es wirklich nicht das Ende der Welt – da war sie schon mit Gary angelangt –, aber manchmal spürte sie eine tiefe Sehnsucht nach Mütterlichkeit. Wie das tiefe Dröhnen einer großen Trommel.

»Vermutlich meine ich damit«, fuhr Grace fort, »dass, falls ich ein Baby haben sollte, ich es vermutlich allein großziehen müsste.«

»Quatsch«, warf Joanne ein. »Geh doch ins Internet, verdammt. Es gibt jede Menge Männer, die gerne eine Familie gründen wollen. Und denk daran, dass Perfektion der Feind von allem Guten ist. Wenn du auf den Richtigen warten willst, ist es vielleicht zu spät.«

»Frühstück!«, zwitscherte Cherry betont fröhlich. Sie hob ein Omelett aus der Pfanne und ließ es dampfend auf einen Teller gleiten.

Grace setzte sich. »Ich glaube, dazu bin ich noch nicht bereit«, sagte sie. Sie wünschte sich oft, dass Gary seinen Samen hätte einfrieren lassen. Sie hatten das diskutiert, aber dann war immer etwas anderes dazwischengekommen. Manchmal sah sie ein Kind im Zug oder im Krankenhaus und dachte: *So hätte unser Kind vielleicht ausgesehen.*

Joanne setzte sich Grace gegenüber. »Ich sage ja bloß, sei nicht überrascht, wenn Rick Nash sich mit dir verabreden will. Mir ist aufgefallen, wie er dich immer ansieht.«

Cherry warf einen Blick zu Joanne. »Willst du Käse auf deinem Omelett?«, fragte sie.

»Ja, reichlich«, antwortete Joanne. Dann fuhr sie an Grace gewandt fort: »Denk an meine Worte.«

»Mach ja kein Theater«, sagte Grace mit gespielt warnender Stimme zu Joanne.

»Ich und Theater?«, gab Joanne neckisch zurück. »Wie meinst du das denn?«

Grace lachte. Joanne war eine berühmte Schwatz-tante und Anstifterin, aber auch einer der warmherzigsten Menschen, die sie kannte.

»Bitte schön«, sagte Cherry und stellte das Omelett mit Messer und Gabel vor Joanne hin wie eine Ehefrau, die zärtlich ihren Gatten umsorgt. »Guten Appetit!«

»Danke«, erwiderte Joanne und zog gierig den Teller zu sich herüber. »Riecht wie ein Sonntag in Mayberry.« Mit Schwung nahm sie das Besteck in die Hand.

Grace stand auf. »Okay, Mädels«, sagte sie. »Ich glaube, ich gehe jetzt laufen. Habe es viel zu lange hinausgezögert. Dann gehe ich wieder ins Bett. Ich kann mich kaum an meine letzte Nachtschicht erinnern.«

2

An diesem Abend, als Grace zur Arbeit ging und Cherry noch nicht von der Tagschicht zurück war, beschloss Joanne, die kurze Strecke zu *Nightingales* zum Essen zu fahren.

Von den vier Kneipen auf Turtle Island war *Nightingales* die älteste. Sie existierte schon seit 1870. Der Begründer, Benjamin Nightingale, war 1884 bei einem Walfangunternehmen ums Leben gekommen, aber das Geschäft war bis vor fünf Jahren in Familienbesitz geblieben, als der Ururenkel Todd Nightingale, der sich in der Welt der Fischer und Polizisten nie wohlgeföhlt hatte, die Kneipe verkaufte und nach Miami Beach zog, wo er als Ganzkörpermassieur arbeitete. Der neue Besitzer der Bar war Hogan Vandervoort, der als *Captain* bekannt war, weil er ständig eine schwarze Skippermütze trug. Als neuer Besitzer hatte er als Erstes den Namen von *Nightingale's* zu *Nightingales* geändert, weil er das poetischer fand. Joanne und ihre Wohngenossinnen witzelten wegen ihres Berufs oft über den Namen. Joanne fragte sich auch, ob der alte Ben Nightingale vielleicht sogar mit Florence verwandt gewesen war.

Joanne parkte ihr Motorrad unter dem Schein der Guinness-Reklame und trat ein. Die Kneipe war so ruhig wie immer, und Joanne fand leicht einen Platz an der Theke, wo sie sich ein halbes Guinness bestellte sowie eine Schüssel Clam Chowder, eine Suppe, für die der Captain berühmt war. Er richtete sie mit Speck und Butter an und servierte dazu irisches Sodabrot. Zweifellos konnte der Captain gut kochen. Er war ein großer, stämmiger Mann mit einem wettergegerbten Gesicht, klaren grauen Augen und einem grauen Bärtchen. Seine weißen Haare fielen ihm bis auf die Schultern. Außerdem hatte er zahlreiche Tätowierungen, an denen Joanne seine Lebensgeschichte abzulesen versuchte. Auf einem Bizeps sah man eine Bulldogge mit einem Messer im

Maul (ein Hund aus seiner Kindheit?), auf dem anderen ein rotes Herz, auf das der Name Suzanne tätowiert war (seine Exfrau? die verstorbene Gattin?). Auf dem linken Unterarm sah man eine Hand, deren Zeigefinger durch einen Haken verlängert war. Den rechten Arm umringelte eine grüne Schlange vom Ellbogen bis zum Handgelenk. Man hatte nicht das Gefühl, dass man ihn danach ausfragen konnte, und selbst Joanne hatte sich das bisher nicht getraut. Der Captain verhielt sich sehr reserviert, was mit seinen Jahren auf See zu tun haben mochte, so als hätte er das Schweigen der unendlichen Wasserflächen verinnerlicht. Er hatte überall auf der Welt Fischerboote gesteuert und das in der Bar zum Thema gemacht. An den Ziegelwänden hingen Netze und Walknochen, auf den Eichentischen standen antike Laternen. Eine alte Jukebox spielte Blues und Jazz, ein bisschen Country and Western und eine Auswahl von italienischen und irischen Seemannsliedern.

Joanne trank ihr Bier in kleinen Schlucken und dachte an Donny – wie oft, wenn sie trank. Bei ihrem letzten Treffen vor zwei Wochen hatte er angedeutet, dass sie zu dick sei. Derselbe Donny, der ihren Körper praktisch angebetet hatte, der ihn mit Honig beträufelt und mit Kerzen umstellt hatte, der seine Beißspuren darauf hinterlassen hatte. Der gemurmelt hatte, sie sei »üppig« und »weiblich«. Aber mit der Zeit hatte sich sein Geschmack den Frauen zugewendet, die er tagtäglich in seinem Salon in Manhattan um sich sah – die bleistiftdürren Models und Schauspielerinnen mit den spitzen Schuhen, den teuren Sonnenbrillen und den Tausenddollar-Handtaschen. Und Donny selbst – ein altersloser Punk-Ro-

cker mit struppigem schwarzem Haar, einer Garderobe wie die Ramones: Röhrenjeans, schwarze Jack Purcells und eingerissene T-Shirts, die nie bis zum Nabel reichten. Hatte sie ihn jemals als dürr bezeichnet, als unattraktiv, und gefordert, dass er ein bisschen zunehmen müsste? Nein, niemals.

Gott sei Dank gab es noch Männer in der Welt, die eine richtige Frau zu schätzen wussten. Zum Beispiel die Techniker im Krankenhaus. »Wie geht's, du Schöne? *Mamacita*, du bringst mich um den Verstand. Mein Herz schleudert wie ein Schuh in der Waschmaschine.« Und dann natürlich Fred Hirsch, der einmal zu ihr gesagt hatte, sie sähe aus wie die junge Sophia Loren. Okay, die Bemerkung sagte mehr über Freds Alter aus als über Joannes Aussehen, denn das einzige, was sie und Sophia gemeinsam hatten, waren die Brüste und die italienische Abstammung. Aber Joanne nahm Komplimente hin, wann immer sie sie bekam. Das Komische aber war, dass in punkto Sex Donnys Modefriseursalon im Vergleich mit der Intensivstation nichts zu bieten hatte. Die Ärzte, Schwestern, Praktikanten, Techniker und sogar die Patienten flirteten ununterbrochen und machten anzügliche Bemerkungen. Ärzte gaben den Schwestern einen Klaps auf den Hintern, die Schwestern kniffen den Ärzten in den Po. Niemand beschwerte sich, nur die älteren Oberschwester wie Kathy, die Flirts im Krankenhaus als für den medizinischen Berufsstand unangemessen empfand. Aber diese Schwestern waren machtlos, wie gegenüber einer Naturgewalt. Sie waren alle von Tod und Leiden umgeben und mussten einfach irgendwo Druck ablassen.

Joanne hatte sich von Donny getrennt, als sie Beweise

dafür fand, dass er untreu gewesen war. Donny hatte natürlich alles abgestritten, und vielleicht glaubte Joanne ihm auch ein kleines bisschen – oder wollte ihm glauben. Sie hatten weiterhin Kontakt zueinander, und Donny schnitt ihr immer noch die Haare, wie eben vor zwei Wochen in seinem Salon. Damals hatte sie ihm Suzi vorgestellt, die draußen am Bordstein geparkt war. »Süß«, hatte Donny gesagt und war anerkennend nickend einmal um das Motorrad herumgegangen. »Aber sei bloß vorsichtig, ja? Diese Dinger sind gefährlich.« Joanne hatte ihm erklärt, dass sie Fahrstunden genommen und den Test bestanden hatte, dass sie staatlich zugelassen und vor allem eine verantwortungsbewusste Fahrerin war. »Außerdem«, hatte sie hinzugefügt, »passt Tony auf mich auf.« Tony war der heilige Antonius, ihr Schutzheiliger. »Yeah«, hatte Donny gemeint, »aber der schützt dich vor Schiffbruch, nicht vor Motorradunfällen.«

»Das reicht aber«, hatte Joanne erwidert.

Joanne trank ihr Bier aus und stellte es ab. Der Captain spielte am anderen Ende der Theke Schach mit Ed dem Fischer. Ed fuhr Tag für Tag mit seinem Boot in den Sund hinaus und fing Flundern, Blaubarsche und Seebrassen, die er an mehrere Kunden in der Stadt verkaufte. Er trug oft nur düsteres Regenzeug, selbst an sonnigen Tagen, und hatte den Regenhut meist tief über die unheimlichen, unruhigen Augen gezogen. Er wohnte in einem heruntergekommenen Haus am Ufer mit einem Basset namens Duke, den er manchmal mit in die Kneipe brachte, um einen Hamburger mit ihm zu teilen. Wenn man die beiden so sah, wusste man, dass dieser Mann nichts weiter brauchte als eine Angel und einen Hund.

»He, Captain!«, rief Joanne und hielt ihr Glas hoch.

Der Captain drehte sich zu ihr um und zog eine Braue hoch. Joanne winkte ihm mit dem leeren Glas in der Hand zu und lächelte ihn an.

Der Captain warf einen kurzen Blick auf das Schachbrett und begann zu zapfen. Dann brachte er das volle Glas in der sehnigen, festen Hand herüber.

»Grazie«, sagte Joanna. »Wer liegt denn vorn?«

»Du«, antwortete der Captain und setzte das Glas vor sie hin.

»Danke«, erwiderte Joanne und sah dem Captain nach, der wieder zu dem Spielbrett ging. Sie wusste nie genau, ob er Spaß machte oder unhöflich war. Seine Bemerkungen summteten immer vor mehrfacher Bedeutung.

»He, du!«, ertönte eine hohe Stimme. Joanne drehte sich um. Es war Cherry in einer blauen Hose mit einem quietschrosa Hemdchen.

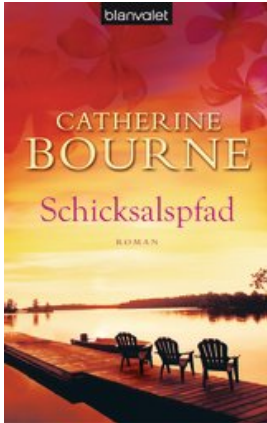
»Die Südstaatenschönheit«, rief Joanne. »Wie war dein Tag?«

»Grässlich«, antwortete Cherry und pustete so nach oben, dass eine Strähne ihres blonden Haars hochflog. »Einer meiner Patienten war ein Obdachloser mit Tb.«

»Diese Typen schieben sie immer den Neulingen zu.«

»Genau. Ich musste mir eine Maske aufsetzen. Als ich in sein Zelt ging, stank es so sehr, dass ich es kaum beschreiben kann. Es war furchtbar!« Cherry kniff die Nase zusammen. »Als ich heute Abend nach Hause fuhr, habe ich noch drei Obdachlose gesehen. Die hatten vielleicht auch Tb.«

»Tb or not Tb«, meinte Joanne düster. Das war der älteste Witz aller Zeiten.



Catherine Bourne

Schicksalspfad

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36936-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2010

Drei Frauen auf der Suche nach Liebe und Glück ...

Grace lebt mit ihren Freundinnen Joanne und Cherry in einem Haus bei Manhattan. Die drei Frauen sind Krankenschwestern und alle auf der Suche nach der großen Liebe. Als der berühmte Schauspieler Matt Connor in das Krankenhaus eingeliefert wird, in dem Grace arbeitet, scheint die Liebe plötzlich zum Greifen nahe ...

Ein wunderschöner Roman voller Herz, Romantik und Sehnsucht!

 [Der Titel im Katalog](#)